

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Norbert Kron / Amichai Shalev (Hrsg.)

Wir vergessen nicht, wir gehen tanzen

Israelische und deutsche Autoren schreiben
über das andere Land

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Grußwort 7

Vorwort 9

»*Sag heute noch zu jemandem, dass du ihn liebst*«

Begegnungen im Hier und Heute 19

Liat Elkayam Die Leugnung der gestundeten Zeit 21

Sarah Stricker Der neue Deutsche 42

Anat Einhar Eine jüdische Nase 71

Marko Martin Deutsch-israelisches Triptychon 89

Amichai Shalev Wurst mit Colageschmack 101

Katharina Hacker Durch das Eisengitter 119

»*Ich bestehe aus zwei entgegengesetzten Polen*«

Versuche, zwischen dem Ich und der

Wirklichkeit zu vermitteln 135

Eva Menasse Stein im Schuh 137

Moritz Rinke Als vor mir der Bus von Maccabi Haifa
fuhr 151

Yiftach Ashkenazy Wenn man neben Albert Speer
wohnt 164

Sarah Blau Nett 172

Jochen Schmidt Briefmarken aus Israel 181

Yair Asulin Fluchten 195

Rainer Merkel At Tiri. Position 2–45 207

»Wir werden nicht mehr Goi und Jüdin sein«

Geschichten von morgen und anderswo 231

Idit Elnatan Holocaust Take 2 233

Norbert Kron One State Solution 244

Yiftach Aloni Stiere haben kein Gedächtnis 264

Assaf Gavron Wuppertal-Vohwinkel 271

Galit Dahan Carlibach Linber 297

Albert Ostermaier ode an zeruya 308

Viten der Autorinnen und Autoren 313

Danksagung 319

»Wir vergessen nicht, wir gehen tanzen«

Vorwort der Herausgeber

Immer sind es die Schicksale einzelner Menschen, die die faszinierendsten Geschichten erzählen, Geschichten, die sich in Büchern oft wie erfunden anhören. Wie diese zum Beispiel, die sich vor ein paar Jahren ereignete. Sie handelt von einem Mann, der zu einem der größten Stars auf Youtube avancierte, zu einer Art Popstar, der mit seinem Tanz Millionen von Usern begeisterte und verstörte, und das im Alter von 90 Jahren. Adolek Kohn war nämlich nach Auschwitz, Theresienstadt und zu anderen ehemaligen Konzentrationslagern gefahren, um dort vor den Toren zu Gloria Gaynours weltberühmten Dancefloorhit ›I will survive‹ zu tanzen, zusammen mit seiner Familie, mit seiner Tochter und drei Enkelkindern. Zuerst unbeholfen, fast täppisch, dann sich zu fröhlicher Lebenslust steigernd, sieht man den alten Herrn im Video dort vor dem Tor mit der Aufschrift ›Arbeit macht frei‹ tanzen oder den Kopf zu den Diskorhythmen aus einem der ausgestellten Güterwagons stecken. Ein Tabubruch, natürlich, eine aufwühlende Provokation. Aber Adolek Kohn durfte das. Er ist selbst einer der Überlebenden, wurde als junger Mann mit seiner Mutter nach Auschwitz deportiert, wo diese an der Rampe selektiert und in die Gaskammer geschickt wurde, während

er selbst Glück hatte und im Arbeitslager überlebte. Oder ging auch er damit zu weit?

Die erhitzte Diskussion wurde in den User-Kommentaren des Videos, das seine Tochter, die Künstlerin Jane Korman, als Video Art Work initiiert hatte, zigtausendfach mit großen Emotionen geführt. Der Tanz des alten Mannes und seiner Familie beschäftigte die jüdischen Gremien und die Feuilletons, in Israel, Amerika, Deutschland. Was die einen als Geschmacklosigkeit gegenüber den Opfern empfanden, nannte der (sonst nicht um scharfe Worte verlegene) Berliner Publizist Henryk M. Broder »eines der größten Kunstwerke zur Geschichte des Holocaust«. Adolek Kohn selbst war völlig überrumpelt von der medialen Wirkung seines Auftritts. Er, der nach der Befreiung der Lager zu Fuß von Auschwitz nach Lodz zurückgegangen war und auf diesem Marsch seine Frau kennenlernte, die er drei Wochen später heiratete, war sein ganzes Leben lang ein begeisterter Tänzer. 1949 siedelte er mit seiner Frau nach Melbourne um, wo er ein kleines Geschäft eröffnete und eine Familie gründete. Bis heute, mittlerweile 93, lebt er dort mit seiner Frau. Zu allen Gelegenheiten wurden bei ihm zu Hause Maskenbälle veranstaltet, wurde ausgiebig getanzt, ein immer neuer Ausdruck der Freude, am Leben zu sein. In einem Interview für das deutsche Fernsehmagazin ›titel thesen temperament‹ erklärte er das Tanzen in Auschwitz wie folgt: »Wenn mir damals im Lager jemand gesagt hätte, dass ich sechzig Jahre später hierherkommen würde, um mit meinen Enkeln hier zu tanzen – ich hätte ihm gesagt, er gehört in eine Irrenanstalt. Jetzt schrieb mir jemand in einem Brief, dass ich den Krieg gegen Hitler gewonnen

hätte. Wir tanzen, weil wir eine neue Generation hervor-
gebracht haben.«

Adolek Kohns Enkel leben in Israel und in den USA. Die 26-jährige Yasmin zum Beispiel sagte im Gespräch: »Mir ging es darum, diese Reise mit meinem Großvater zu machen. Wir waren noch nie zusammen in Auschwitz. Dabei redet er über nichts anderes als den Krieg.« Für ihre Generation, die dritte Generation, ist der Holocaust in eine weite, abstrakte Ferne gerückt. Bald wird man darüber nur noch aus Bildern, Dokumenten und gefilmten Interviews erfahren, nicht mehr von den Zeitzeugen selbst. Dadurch dass der Holocaust in die Ferne rückt, hat sich freilich auch das Verhältnis der Menschen untereinander verändert. In den zwei, drei Jahrzehnten, in denen diese dritte Generation erwachsen wurde, hat sich nicht nur auf politischer Ebene eine andere Beziehung zwischen Israel und Deutschland herausgebildet, auch der Blick der Israelis auf die Deutschen und umgekehrt hat sich verändert. Während die zweite Generation oft noch einen beschwerten distanzierten Dialog führte, in dem es immer auch um die Wahrung einer diplomatischen Etikette ging, ist unter den Zwanzig- bis Vierzigjährigen eine neue Selbstverständlichkeit im Umgang eingekehrt, eine neue israelisch-deutsche Lässigkeit.

Das ist schon eine Revolution, wenn man bedenkt, wie schwer es war, nach dem Zweiten Weltkrieg überhaupt wieder diplomatische Beziehungen aufzunehmen. Es dauerte zwanzig Jahre, bis 1965, bis dieser Schritt am 12. Mai vor fünfzig Jahren auf offizieller Ebene besiegelt wurde. Auch danach war Deutschland für Israelis als Reiseland alles andere als beliebt. Juden, die in Deutschland lebten, mussten

sich nicht selten von ihren Angehörigen in Israel oder anderswo die Frage stellen lassen, wie sie im Land der Täter leben könnten. Deutsche Produkte zu verwenden war sogar noch vielen der heute Vierzigjährigen in der Kindheit »verboten«. Und ein deutsches Fußballnationaltrikot am Strand von Tel Aviv zu tragen – das war selbst für deutsche Juden, die Israel besuchten, ein No-Go.

Und heute? Heute werden am Frishmann Beach die WM-Spiele der Deutschen auf Großleinwänden übertragen, schauen die Tel Aviver zusammen mit deutschen Touristen die Spiele nicht selten mit Begeisterung. Heute gilt Berlin, Hitlers Reichshauptstadt und Ausgangspunkt des Holocaust, als eine der beliebtesten Urlaubsdestinationen für jüdische Touristen, leben in Berlin zwanzigtausend jüngere Israelis (sehr wahrscheinlich schon mehr), die nicht selten die in der Popkultur so beliebten deutschen Turnschuhe mit den drei Streifen tragen, allerlei andere Aspekte der lokalen Kultur adaptieren und offen erklären, dass hier ihr neues Zuhause ist, womit sie des Öfteren in den Medien Wellen schlagen.

Auch Yasmin Korman, die Enkelin von Adolek Kohn, war schon mehrfach in Berlin. Bei jungen Israelis ist diese Reise geradezu Pflicht, aber nicht weil die Vergangenheit dabei die ausschlaggebende Rolle spielen würde. Es ist die kreative liberale Atmosphäre, die die jungen Leute anzieht, die günstigen Mieten und das Partyleben, bei dem die Nächte genauso lang und heiß sind wie in Tel Aviv. Sowe-nig es im Nightlife von Tel Aviv noch jemandem aufstößt, dass in der Menge der feierwütigen Partypeople junge Deutsche sind, so oft hört man in Berlins Szenebezirken neben Spanisch oder Englisch Hebräisch. Man trinkt zu-

sammen, man feiert zusammen, man tanzt zusammen. Ein lebendigerer Ausdruck für eine grenzüberschreitende Veränderung der dritten Generation, deren Familien die dunkle Geschichte wie ein tiefer schmerzlicher Graben trennte, lässt sich nicht finden.

Doch ist das die vielbeschworene Rückkehr zur »Normalität«? Wird heute, wo die meisten Opfer und Täter tot sind, ein Schlussstrich gezogen und die Vergangenheit ausgeblendet? Oder finden Erinnerungskultur und Schuldbewusstsein auf einer anderen, tieferen Ebene statt? Wie ist es wirklich bestellt um das Verhältnis der Israelis und Deutschen der dritten Generation?

Keine Frage, viele Tabus sind gefallen. Alle heute Zwanzig- bis Vierzigjährigen sind mit der globalen Pop- und Massenkultur aufgewachsen, die eine verbindende Erfahrungsbasis darstellt, ja mehr als das: ein ganzes Baukastensystem der eigenen Identität. Man hat die gleiche Popmusik zu den gleichen Lebensphasen gehört, man begeistert sich für dieselben amerikanischen Fernsehserien, man kauft die gleichen internationalen Markenprodukte, benutzt dieselben Internetdienste. So wie unter Europäern dieser Generation nur noch regionale kulturelle Unterschiede zu bestehen scheinen, scheint die kulturelle Ähnlichkeit auch zwischen Deutschen und Israelis mittlerweile stärker als die einstige historische Kluft, die die geradezu metaphysische Täter-Opfer-Dichotomie für immer und ewig zementiert zu haben schien.

Oder täuscht das? Sind nur die jüngeren Israelis so wild auf ein neues Verhältnis zum anderen Land? Ist das angespannte, schuld bewusste Gefühl, das jede deutsche Israelreise einst zur Bußfahrt machte, in Deutschland einer neuen

Gleichgültigkeit gewichen, die durch den kritischen Blick auf den Nahostkonflikt kompensiert wird? Oder schwingt die Geschichte des Holocaust in einer tieferen Parallelrealität mit, während man sich im Nachtleben, in der Kulturszene, am Strand vergnügt? Wie sehr belastet das ungelöste Palästina-Problem mit den immer wieder aufflammenden Kriegen die Situation? Was denken israelische und deutsche Schriftsteller der dritten Generation über all das?

Kein anderes Medium ist so geeignet, unter die Oberfläche des neuen Verhältnisses zu schauen wie die Literatur. Wo Feuilletons und Fernsehsender den israelischen Run auf Berlin als Modephänomen beleuchten, können literarische Texte tiefer dringen, können Moden hinterfragen und subtilere Erfahrungsmomente zur Sprache bringen. Was ist heute erzählbar (und wie), was vorher nicht erzählbar war?

Genau diese Frage haben wir israelischen und deutschsprachigen Autoren gestellt und sie gebeten, Texte über ihren Blick auf das andere Land zu schreiben. Jeder von uns wandte sich dabei in seinem Land an die Autoren, die ihm in der dritten Generation am interessantesten erschienen, aufgrund unterschiedlicher Stile, ihres Talents für die kurze pointierte Form, ihrer Auseinandersetzung mit der Geschichte des Dritten Reichs, ihrer Beziehung zum anderen Land. Es war den Autoren dabei freigestellt, welche Form sie wählen wollten – Erzählungen, literarische Journale, Gedichte, Essayistisches. Das Ergebnis ist so facettenreich und vielschichtig wie die verschiedenen Familiengeschichten, die auch hinter diesen Autoren stehen.

Alle Texte sind Originalbeiträge. Das Schreiben wurde erschwert durch den Umstand, dass in der entscheidenden Phase der Arbeit der letzte Gaza-Krieg ausbrach und die

Frage, wie sich über das andere Land erzählen lässt, noch verkompliziert hat. Die, die nun in diesem Band versammelt sind, haben sich dieser komplexen Aufgabe gestellt und ihren Blick auf das Thema Israel–Deutschland auf höchst persönliche Weise in Worte gefasst.

Dabei steckt in jeder Geschichte, so persönlich sie auch sein mag, immer die blutige Vergangenheit, jenes schreckliche Loch, in das man unvermeidlich hineinblicken, jedoch nicht unbedingt hineinfallen muss. Es finden sich viele Ähnlichkeiten bei den Autoren beider Länder, doch wenn man nur die israelische Seite betrachtet, entdeckt man, dass die Auseinandersetzung mit der ungeheuren Last der Vergangenheit fast immer über persönliche, intime Beziehungen läuft. Umgekehrt haben wir während unserer Arbeit erfahren, dass die Israelis keine Verbindung zwischen ihrer gegenwärtigen Situation, dem Nahostkonflikt, und der größeren Vergangenheit herstellen, wozu die Deutschen sehr wohl neigen. So reicht das Themenspektrum von Liebe und Sex bis zu Selbsthinterfragung und von der Erinnerung des Holocaust bis zur Reflexion der heutigen politischen Situation.

Um Gemeinsamkeiten und Unterschiede unmittelbarer zu zeigen, haben wir das Buch in drei Teile eingeteilt. Der erste Teil versammelt Texte, die in fiktionaler, oft humorvoller Form von realen Annäherungen im Hier und Heute erzählen, von Begegnungen mit Menschen, die nicht selten Liebhaber sind. Die Autoren, die im zweiten Teil vertreten sind, betrachten ihr Verhältnis zum anderen Land dagegen aus autobiographischer Perspektive oder verwenden den Gestus des Autobiographischen, um das Nachdenken eines Ich-Erzählers über Israel und Deutschland zu schildern.

Die Geschichten im letzten Teil reizen die literarischen Mittel schließlich am weitesten aus, hier werden Fiktionen entworfen, die die Realität überzeichnen oder poetisieren, bis ins Utopische oder Groteske. Natürlich geht es auch in diesem Kapitel oft um den »Paarungstanz« zwischen Israelis und Deutschen, um das Zusammenfinden und die Annäherung an den anderen, der irgendwie nah und fremd zugleich ist und gerade deshalb lockt.

Manche dieser Geschichten haben dabei etwas von dem Brückenschlag, der ganz am Beginn dieses Buches stand, als sich die beiden Herausgeber nämlich bei zwei Fußballspielen ihrer Autorennationalmannschaften kennenlernten. Damals, 2008, hatte die DFB-Kulturstiftung die israelischen Schriftsteller zu einem Fußballmatch mit anschließendem Symposium nach Berlin eingeladen, worauf die deutschen Autoren ein halbes Jahr später zum Rückspiel und einer Lesung nach Tel Aviv reisten (in Deutschland gewannen übrigens die Deutschen und in Israel die Israelis). Beide Herausgeber standen dabei in der Startelf und lernten sich wie viele ihrer anderen Mitspieler zuerst auf dem Platz und dann im realen Leben kennen.

Mit diesem Sammelband soll es ähnlich sein. Was Israelis und Deutsche in dem Buch über ihre Erfahrungen und Sichtweisen erzählen, soll bei Lesungen und Diskussionen, die in beiden Ländern begleitend zu den Jubiläumsveranstaltungen zum 50. Jahrestag der diplomatischen Beziehungen stattfinden, in die Öffentlichkeit getragen werden. Mit anschließender Party, versteht sich. Von Anfang an war es die Idee, dass dieses Buch zeitgleich in einer deutschen und einer hebräischen Fassung erscheint, in einem deutschen und einem israelischen Verlag, was die Voraussetzung

für mehr als nur einen literarischen Dialog zwischen beiden Ländern sein soll.

»Wir vergessen nicht, wir gehen tanzen«: Unter diesem Titel möchten wir Lust machen auf reale israelisch-deutsche Begegnungen auf der Tanzfläche des Lebens.

*Norbert Kron/Amichai Shalev
Berlin/Tel Aviv, im Dezember 2014*

*»Sag heute noch zu jemandem,
dass du ihn liebst«*

Begegnungen im Hier und Heute

Der neue Deutsche

Sarah Stricker

Zwei Dinge wünschte sich Maya im Leben: die große Liebe und eine kleine Nase. Der erste Wunsch war der wichtigere von beiden, aber solange der zweite noch nicht in Erfüllung gegangen war, brauchte sie sich über den keine Gedanken zu machen, denn mit dem Zinken im Gesicht würde sich sowieso kein vernünftiger Mann in sie verlieben, das sagte ihr ihre Mutter schon, seitdem sie fünf Jahre alt war. Man durfte ihr das getrost glauben. Die Mutter war eine Expertin in Sachen Liebe. Auch das erzählte sie Maya bereits seit ihrer Kindheit. Zum Beweis zeigte sie ihr manchmal die Fotos all der Männer, mit denen sie in ihrer Jugend zusammen gewesen war. Die Mutter hatte die Liebe nämlich gleich mehrfach gefunden, vielleicht nicht immer die große, aber doch eine Menge mittelprächtiger, und das kam am Ende aufs Gleiche heraus. Alle seien sie ihr verfallen, sagte sie, alle, alle, alle. Leider war sie selbst dann aber gar nicht vernünftig gewesen und stattdessen auf Mayas Vater reingefallen. Der war ein Habenichts und ein Nichtsnutz obendrein, aber das wusste die Mutter noch nicht, als er sie ins Kino einlud. Und als sie es erfuhr, war es zu spät, denn sie waren überhaupt nicht ins Kino gegangen, sondern an den Strand, und dann war das Mondlicht so schön

gewesen und die Gedanken an morgen so hässlich, und schon war es passiert.

Was sie jedoch hätte wissen müssen, war das mit der Nase, denn an der war Mayas Vater schuld, beziehungsweise, die hatte auch er, ein Riesending, unmöglich, dass ihr das hatte entgehen können, Mondlicht hin oder her.

»Bei einem Mann ist das was anderes«, verteidigte sich die Mutter, »da darf der Blick ruhig mal an was hängen bleiben.« Aber über ein Frauengesicht, da müssten die Augen hinweggleiten wie ein nasser Lappen über eine Tischplatte, so dass sie sich »auf die wichtigeren Dinge« konzentrieren könnten.

Bei Maya konnten sie das nicht, zumindest nicht, wenn man sie im Profil sah. Oder von unten. Und von oben eigentlich auch nicht. Aber am schlimmsten war es, wenn sie lachte, was sie, seitdem sie sich einmal dabei in einer Fensterscheibe gesehen hatte, sicherheitshalber jedoch nicht mehr machte. Stattdessen arbeitete sie den Sommer über als Kellnerin, um Geld für eine Nasen-OP zu sparen. Die Bar lag am Strand, nur einen Katzensprung von dem Ort entfernt, an dem Maya gezeugt worden war. Aber das trifft natürlich auf so ziemlich jeden Ort in Tel Aviv zu, denn in dieser Stadt ist alles nah und eng und gedrängt, und wenn doch mal irgendwo ein Loch aufreißt, wird es sofort zugebaut, so dass es noch ein bisschen enger wird. So war es auch mit der Bar, die eigentlich nur ein vergammelter Verschlag war, den man nachträglich zwischen zwei richtige Bars gequetscht und davor ein paar Plastikstühle in den Sand geknallt hatte. Aber es war trotzdem meistens voll, denn auf Reisen suchen Touristen Authentizität, und wenn sie im Nahen Osten sind, heißt das für sie Dreck.

Der Besitzer war ein Freund ihres Vaters, dem man im Krieg die halbe Lunge zerschossen hatte und der seit nunmehr 30 Jahren im Sterben lag, aber doch gerade noch genug Leben in sich hatte, um Maya von seinem Liegestuhl aus zuzubrüllen, dass sie gefälligst nicht so trödeln solle. Und ob sie vielleicht endlich mal die Tische abräumen wolle. Und was sie denn bitte jetzt wieder schmolle, hop, hop, Meydele, die Gläser spülen sich nicht von selbst! Einen Lohn zahlte er ihr nicht. Alles, was sie bekam, waren die Trinkgelder. Die Amerikaner gaben zu viel, die Franzosen zu wenig, die Deutschen gaben gar nichts, außer man fand eine Gelegenheit, ein Gespräch mit ihnen anzufangen. Dann fragten sie einen sofort, ob und, Hand auf dem Mund, Kopf zur Schulter, wie viele Familienmitglieder man eigentlich im Holocaust verloren habe. »Siebenzehn«, antwortete Maya, was vielleicht sogar stimmte. Aus der Familie ihres Vaters waren fast alle verschollen. Die Seite der Mutter hatte sich schon lange vorm Krieg zerstritten, niemand wusste genau, wie viele Kinder der Onkel Schlomo am Ende gehabt hatte, nur, dass er das überbordende Talent der Mutter zur Liebe anscheinend teilte. Aber allein die Erwähnung des Namens Schlomo ließ die Deutschen schon schwer schlucken. Und dann verständlich nicken. Mit dem Namen musste man ja ermordet worden sein, da bestand natürlich kein Zweifel. Danach fühlten sie sich meist so schuldig, dass sie gleich ein paar Scheine auf den Tisch blätterten und/oder Maya auf ein Bier einladen wollten.

Einer wartete sogar mal, bis sie mit ihrer Schicht fertig war. Die ganze Zeit folgte er ihr mit seinen traurigen Augen, während sie die Stühle übereinanderstapelte und in

den Verschlag trug. Er war blond und blauäugig und so groß, dass seine Gliedmaßen an allen Seiten über die Lehne lappten. Jedes Mal, wenn Maya an ihm vorbeiging, rutschte er zur Seite und entschuldigte sich so überschwänglich, als habe er ihr ein Bein gestellt. Erst als sie den Freund ihres Vaters weckte, damit er zu Hause weitersterben konnte, stand er plötzlich in der Tür und fragte, ob sie eigentlich schon etwas gegessen habe.

Maya schaute zu ihm auf, denn er war sogar noch ein bisschen größer, als sie gedacht hatte, sie musste tatsächlich den Kopf in den Nacken legen, um ihm in die Augen zu schauen, die sogar noch ein bisschen blauer waren, als sie gedacht hatte, und breit, breit war er auch, so breit, dass man kaum den Himmel hinter ihm sehen konnte.

»Jackpot, ein echter Teutone«, smste sie ihrer Freundin und schüttelte den Kopf.

Er wolle sich wirklich nicht aufdrängen, fuhr der Deutsche fort, aber in dem Fall, also wirklich, nur, wenn sie noch keine Pläne habe, also dann würde er sie sehr gerne zum Essen ausführen. Er lief rot an, während er seine Hände in den Hosentaschen vergrub.

»Vielleicht doch schwul«, schrieb sie ihrer Freundin, nickte aber trotzdem.

Wunderbar, rief der Deutsche und ließ sie vor sich die Treppe zur Promenade hochgehen. Er habe gerade ein ganz einmaliges Lokal entdeckt, nur einen Katzensprung von hier entfernt.

Das treffe auf so ziemlich jeden Ort in Tel Aviv zu, sagte Maya, alles in dieser Stadt sei nah und eng und gedrängt, und wenn doch mal irgendwo ein Loch aufreißt, werde es sofort zugebaut, plötzlich rage ein Wolkenkratzer aus dem

Boden, oder ein chinesischer Pavillon quetsche sich zwischen zwei Bruchbuden. Das neue Haus schere sich einen Dreck darum, wie das Haus zu seiner Rechten aussehe, ob es ihm vielleicht in der Sonne stehe oder auf die Füße trete. Und die Menschen, die seien genauso, alle rücksichtslos, alle Egoisten, die sich nur für sich selbst interessierten, ganz anders als in Deutschland, wo es noch so was wie Manieren gäbe.

Tatsächlich?, fragte der Deutsche, auf ihn würden die Leute hier eigentlich einen sehr herzlichen Eindruck machen, und gerade die Vielfalt der Bauformen bereichere die Stadt doch so, Stichwort: Schmelztiegel, man sehe einfach, dass die Einwanderer aus aller Herren Länder ihre Kulturen mitgebracht hätten, vor allem der Bauhaus-Stil habe es ihm angetan und ob sie eigentlich wisse, dass der Großteil der Architekten aus Deutschland stamme?

Ein Hauch von Stolz wehte über sein Gesicht.

Ja, das wisse sie, sagte Maya, sie wohne ja schon ihr ganzes Leben hier.

Ach so, ja, sagte der Deutsche und ließ den Kopf ein wenig hängen.

Unvorstellbar sei es, dass man diese Menschen aus ihrer Heimat vertrieben habe, fuhr er fort, unvorstellbar, Deutschland leide bis heute unter dem Verlust.

Er wurde langsamer, legte die Hand auf den Mund, den Kopf zur Schulter.

Sie solle ihm bitte verzeihen, sagte er mit belegter Stimme, er habe sie nicht verletzen wollen.

Wieso denn verletzen?, fragte Maya.

Nun ja, von *leiden* könne natürlich keine Rede sein, nicht im Vergleich zu dem, was diesen Leuten angetan

wurde, was ihrem Volk angetan wurde, es tue ihm ja so leid, »please, excuse me«.

Seine Arme fielen an seinem Körper herab. Aber auch so konnte Maya die Muskeln sehen, die sich unter der weißen Haut abzeichneten.

»It's okay«, sagte sie und lächelte, nur ein wenig versteht sich, mehr mit den Augen als mit dem Mund, was gar nicht so leicht war, im Dunkeln.

Aber der Deutsche guckte nicht mal hin. Stattdessen wurde er mit jedem Meter noch ein wenig langsamer, bis Maya sich schon fragte, wie jemand mit so langen Beinen eigentlich so winzige Schritte machen konnte.

Da ist es, sagte er plötzlich und zeigte auf ein *Aroma*.

Vielleicht sollte er sich mal mehr Gedanken um das Wort *einmalig* machen, dachte Maya, ließ aber doch nur wieder die Mundwinkel einen Millimeter nach oben klettern und folgte ihm ins Innere.

Er steuerte auf den Tresen zu, kniff die Augen zusammen, als würde er die Speisekarte an der Wand studieren, auch wenn abgesehen von dem *100 % fresh*-Sticker alles darauf auf Hebräisch war.

»A-ni ro-zä...«, fing er an, was er wahrscheinlich aus dem Reiseführer gelernt hatte, zumindest kamen die Worte mal so zaghaft aus seinem Mund, als habe seine Zunge Angst, den fremden Lauten zu nahe zu kommen.

»With avocado? Jerusalem style? Chicken?«, fragte die Bedienung.

Der Deutsche seufzte. Zweimal Letzteres, sagte er und machte ein enttäuschtes Gesicht. Dann sagte die Bedienung: »Where you from? Germany?« – und aus dem enttäuschten Gesicht wurde ein am Boden zerstörtes Gesicht.

Ja, antwortete er, wie ein kleiner Junge, der zugibt, die Schokolade aus dem Vorratsschrank gestohlen zu haben, ja, er käme aus Deutschland.

»Ah, über alles!«, rief die Bedienung.

Der Deutsche schluckte.

»Just kidding, I love Germany!« Tatsächlich sei sie gerade erst aus Berlin zurückgekommen. Und wolle am liebsten gleich wieder dorthin. Wo genau er denn lebe? Und wie weit von der U8 entfernt? Und wann er das letzte Mal im Berghain gewesen sei, ach ja, das Berghain, crazy, crazy, crazy.

Der Deutsche schüttelte den Kopf. Er komme gar nicht aus Berlin.

»Really?«, rief die Bedienung und wirkte ihrerseits ziemlich enttäuscht, »are you a Schwab, like those in Prenzlauer Berg?«

Nein, eigentlich käme er eher so aus der Mitte Deutschlands, »from the center of Germany, you know?«

»But the center of Germany is Berlin!«

Er meine geographisch. Der Deutsche hob seine Hand, piekte mit dem Zeigefinger der anderen in die Mitte. Deutschland sei mehr als nur Berlin, sagte er, »it's a big country, you know?«

Die Bedienung grinste. »Yes, we know, grosse deutsche Reik! Lebensraum, schnell, schnell!«

Er lief schon wieder rot an, oder vielleicht war er es auch noch immer.

Mein Gott, diese Deutschen haben echt keinen Humor, sagte die Bedienung auf Hebräisch.

In Mayas Tasche vibrierte es.

»Keine Sorge«, schrieb die Freundin, »der ist nicht schwul, sondern nur deutsch. So sind die heute alle.«

Maya ließ das Telefon sinken, aber sofort vibrierte es wieder.

»Frag ihn, ob es stimmt, dass die Männer sich bei denen zum Pinkeln setzen!«

Sie suchte sich einen Platz am Fenster, während der Deutsche zahlte, sah ihm zu, wie er jede Münze dreimal hin- und herdrehte, bevor er endlich hinter ihr hergetrottet kam.

Woran es eigentlich liege, dass die Leute immer gleich wüssten, dass er Deutscher sei, fragte er. Er wirke doch gar nicht so, »don't you think?«

Maya sah seine blauen Augen, den eckigen Kiefer, dachte an die Nazi-Plakate, mit denen man den Schulkindern erklärt hatte, wie der ideale Arier auszusehen hat.

»No, of course not«, sagte sie, »you could also be something else, Russian maybe.«

Seine Stirn legte sich in Falten.

Oder vielleicht Skandinavier? Engländer? Franzose?

Die Miene des Deutschen entspannte sich ein wenig.

Aber, sagte Maya, sie verstehe gar nicht, warum er nicht deutsch aussehen wolle, das sei doch nichts Schlechtes!

Ja, das verstehe wiederum er nicht, »how could it not be bad?«

»Why would it? Because of the Holocaust?«, fragte Maya, »but that was such long time ago!« Die neuen Deutschen seien doch ganz anders als die alten. Man dürfe nicht nur das Negative sehen. Ihre Mutter habe zum Beispiel gerade erst eine neue Waschmaschine gebraucht, und der Händler habe ihr eine türkische andrehen wollen, aber sie habe auf eine von Bosch bestanden, dabei sei die doppelt so teuer, und sie hätten ja eigentlich gar kein Geld, weil der

Vater leider ein Habenichtes sei, aber die Mutter habe gesagt, sie vertraue nur den Deutschen, weil: Wenn die was machen, dann machen sie es richtig.

Der Deutsche schüttelte wieder den Kopf, ganz entgeistert von so viel Begeisterung.

Doch, doch, fuhr Maya fort. Und dann seien sie ja auch so ordentlich. Und so strukturiert. Bei den Deutschen sei eben immer alles durchorganisiert.

Der Deutsche schaute noch immer skeptisch, »I don't know.«

Maya lächelte ein wenig. »I mean, killing six million people, don't you think this needs quite a bit of organisation?«

Als habe jemand vergessen, eine Tube Farbe zuzudrehen, lief das Rot aus dem Gesicht des Deutschen auf seinen Hals, verteilte sich über der Brust, bevor es in einem Rinnsal zwischen den obersten beiden Hemdsknöpfen verschwand.

Nicht doch, rief Maya erschrocken, das sei doch nur ein Scherz gewesen. Nicht böse sein!

Sie legte die Hand auf seinen Unterarm, der sich tatsächlich absurd kräftig anfühlte.

Nein, er sei nicht böse, wie könne er denn, stammelte der Deutsche, es sei ja nur, »to know that it was all because of my people that so many were killed ...«

Nicht doch!, rief Maya wieder, es seien doch nicht allein die Deutschen gewesen! Was sei denn bitte mit den Polen, die die zurückkehrenden Juden sogar noch nach dem Krieg gelyncht hätten? Oder mit den Russen? Stalin habe doch noch viel mehr Menschen umgebracht als Hitler!

Da aber wurde der Deutsche plötzlich laut.

Das könne man doch nicht vergleichen, rief er, man

könne, nein: man dürfe überhaupt nichts mit dem Holocaust vergleichen, Stichwort: Verharmlosung, der massenhafte Völkermord an den Juden sei das größte Verbrechen der Menschheitsgeschichte und damit völlig einmalig. Und die Schuld, ja, die trügen die Deutschen, das sei überhaupt keine Frage, beziehungsweise es dürfe keine Frage sein, denn damit würde man die Gräueltaten nur relativieren, »and to make things relative, no, that forbids itself!«

Maya schob die Hand weiter auf seinen Ellenbogen.

Es sei ja sehr lobenswert, dass er sich der Vergangenheit stelle, sagte sie, aber der Großteil Europas habe die Ideologie der Nazis doch nur allzu willig aufgenommen.

»Nonsense, we started it!«, rief der Deutsche, und für einen Augenblick hatte Maya den Eindruck, dass der gleiche Hauch von Stolz über sein Gesicht wehte wie vorhin.

Ihr Essen wurde aufgerufen. Maya stand auf und holte die beiden Tablett vom Tresen. Der Deutsche zog seinen Arm weg und nahm sein Sandwich vom Teller, kaute so angestrengt darauf herum, als müsse er das Hühnchen erst noch mit den Zähnen erlegen.

Ihre Großmutter komme übrigens auch aus Deutschland, sagte Maya schnell, bevor er sich noch weiter in seine Schuld verbiss.

Ach wirklich?, fragte der Deutsche, ein bisschen schwächlich, aber doch offensichtlich interessiert, Schlomos Mutter?

Nein, die ihres Vaters.

Ach, wo genau stamme die denn her?

Das wisse sie gar nicht, sagte Maya. Tatsächlich sei die Großmutter schon kurz nach ihrer Ankunft in Tel Aviv gestorben, so dass die Geschichte weitgehend im Dunkeln

liege. Alles, was von ihr geblieben sei, seien ein paar Briefe, die keiner von ihnen lesen könne – und eben die Nase. Den Zinken habe sie nämlich von ihrem Vater, und der müsse ihn von seiner Mutter haben, der Vater des Vaters sei nämlich ein Goi gewesen, und dass so eine Hakennase nur von der jüdischen Seite kommen könne, das sei ja wohl klar.

Der Deutsche schüttelte so heftig den Kopf, als würde er von einem Schwarm Bienen angefallen.

»Nonsense«, rief er wieder, das sei übelste Nazi-Propaganda, was sie da rede. Juden sähen genauso aus wie alle anderen, so was wie eine Hak... also, wie speziell jüdische Gesichtsmarkmale gäbe es nicht, und überhaupt, er wisse gar nicht, was sie meine, ihre Nase sei ganz normal.

Also wirklich, sagte Maya, seine Höflichkeit in Ehren, aber es stehe ja wohl außer Frage, dass das Ding riesig sei, da, guck – sie drückte den Knorpel von rechts nach links – riesig!, deshalb wünsche sie sich auch eine kleinere, sie spare sogar auf eine Operation, mit einer kleineren Nase sähe sie nämlich wie ihre Mutter aus und der seien alle Männer ver-, nur sie dann dummerweise auf den Habenichts reingefallen, der zu allem Unglück auch noch ein Nichtsnutz sei, mit einem wachsenden Hang zur Sauferei, aber das alles sei nichts im Vergleich zu der furchtbaren Nase, mit der er ihr jegliche Chance auf die große Liebe verbaut habe, denn dass sie mit dem Zinken kein vernünftiger Mann haben wolle, das sei ja wohl klar.

»Nonsense«, rief der Deutsche ein drittes Mal, es sei sogar sehr vernünftig, sie zu wollen, sie sei nämlich wunderschön, und wenn sie sich schon etwas wünsche, dann ja wohl bitte den Weltfrieden, und ob sie nicht sehe, dass die Fokussierung ihrer Mutter auf das Äußere lediglich von

einer Angst vor der Auseinandersetzung mit dem Inneren herrühre, Stichwort: Verdrängung, denn sie müsse ja Schreckliches erlebt haben, um so eine Gier nach Liebe zu entwickeln, die ja im Grunde nur die Gier nach Leben sei, mit der sie im Grunde ja nur all dem Sterben in dem ihren trotzen wolle, anders sei dieses Verhalten gar nicht zu erklären, und diese Gier habe sie eben an ihre Tochter weitergegeben, Stichwort: Projektion, weshalb es an Maya sei, den Blick des Feindes von dem ihren zu trennen, denn ganz offensichtlich lebe die Ideologie der Nazis in ihrem Kopf fort, Stichwort: Internalisierung, anders sei ihr Verhalten ja ebenfalls gar nicht zu erklären, denn sie sei sehr schön, wunderschön, und wenn sie jemandem die Schuld für ihr verqueres Selbstbild geben wolle, dann ihm beziehungsweise den Deutschen.

Nein, das wolle sie nicht, sagte Maya, dafür aber jetzt allmählich mal nach Hause.

Sie stand auf, schaffte es vor Verlegenheit kaum, ihm in die Augen zu sehen, denn je mehr er sich anstrenge, sie vom Gegenteil zu überzeugen, desto hässlicher fühlte sie sich. Wenn ein Komplex erstmal richtig tief drin sitzt, zieht man ihn mit einem Kompliment nicht mehr raus, sondern drückt ihn nur noch weiter rein; falls Sie schon mal eine Frau waren, verstehen Sie das, ansonsten bringt es eh nichts, es weiter zu erklären.

Sie murmelte eine Verabschiedung, lief nach draußen. Und konnte dann doch nicht ganz widerstehen, extra langsam zu gehen, während sie den Deutschen hinter sich herrennen hörte.

Ach, ob sich ihre Wege wirklich jetzt schon trennten, fragte er, als er sie an der roten Ampel einholte.